

Hermann Hesses schwierige Berner Jahre

THEATER-SPAZIERGANG Vor 100 Jahren zügelte Hermann Hesse mit Frau und Kindern nach Bern. Er blieb 7 Jahre. Für ihn war es eine unglückliche Zeit. Schauspieler Matthias Zurbrugg erzählt auf einem Spaziergang von Hesses Berner Jahren.

In einem hellen Anzug aus Leinen, mit einem Panamahut auf dem Kopf und fünf Kartonschachteln in den Händen steht er auf dem Münsterplatz. «Ich habe ein Loch im Flügel und muss darum auf der Erde gehen»: Der Satz kommt von Hermann Hesse, und so heisst das Einmanntheaterstück, das Matthias Zurbrugg spielt.

Den 50 Premierengästen stellt er sich zuerst als Conrad Blum vor, Mitarbeiter im Literaturarchiv. «20 000 Briefe von und an Hesse lagern bei uns, in 235 Schachteln – 5 davon habe ich hier, gefüllt mit Hesses Leben.» Es sind nicht nur Schriftstücke, auch Gegenstände. Blum nimmt eine kleine Nickelbrille aus dem Karton und setzt sie auf die Nase. Jetzt ist er Hesse.

Im September 1912 zieht Hermann Hesse mit seiner Frau Maria und seinen drei Söhnen Bruno, Heiner und Martin nach Bern, ins Wittigkofenquartier. Die Ehe funktioniert nicht mehr wirklich, Hesse ist der Rolle des Familienvaters nicht gewachsen.

«Kommt!», fordert der Schauspieler die Theatergäste auf und marschiert stramm durch die Junkerngasse, zitiert Hesse, springt auf den Löwenbrunnen. Aus einer Kiste nimmt er ein Bild und zeigt es in die Runde. «Hesse als Nacktkletterer über dem Walensee.» Und nach einem Griff in eine andere Schachtel: «Hesses Steinsammlung!» – «Und da, Hesses Horoskop – launig, wankelmütig, Neigung zum Trinken... In dieser Gasse, in der Nummer 25, hat Hesses Sohn Martin jahrelang als Fotograf gelebt, für die Denkmalpflege Häuser fotografiert und für das Warenhaus Loeb den Katalog bebildert. 1968 hat er sich das Leben genommen.» – «Weiter!» Das Publikum bewegt sich zum Rathaus. Hier hat Hesse 1914 zu einer Lesung eingeladen.

Der Erste Weltkrieg: Hesse will zum Militär. Er meldet sich als Freiwilliger, wird wegen eines Augenleidens aber für untauglich befunden und dem Dienst bei der deutschen Kriegsgefangenenfürsorge in Bern zugewiesen. Hesse



Schauspieler Matthias Zurbrugg spielt Hermann Hesse. Der Theaterspaziergang führt vom Münsterplatz zum Rathaus und endet in der christkatholischen Kirche St. Peter und Paul.

Urs Baumann

sammelt und verschickt Bücher für deutsche Kriegsgefangene.

Der Theaterspaziergang führt nach einer Stunde schliesslich in die christkatholische Kirche St. Peter und Paul, neben dem

Rathaus. Hier wird das Publikum von Orgelklängen (Jürg Brunner) empfangen: Tomaso Albinonis Adagio. Hesse ist in der Krise. Er hat in der NZZ den Aufsatz «O Freunde, nicht diese Töne» pu-

bliert. Darin appelliert er an die deutschen Intellektuellen, nicht in nationalistische Polemik zu verfallen. Das kommt in Deutschland schlecht an. Die Presse attackierte ihn. Er erhält Hassbriefe.

Alte Freunde sagen sich von ihm los. Der Tod seines Vaters sowie eine schwere Erkrankung seines Sohnes Martin werfen Hesse in eine noch tiefere Krise. Die Ehe mit Maria ist definitiv am Zerbröckeln.

Die Theatergesellschaft ist inzwischen zwei Stockwerke tiefer angekommen, im kühlen Altarraum der Kirche. «Mein Gott heisst Abraxas!», schreit Hesse und rennt durch die Bankreihen. Dann legt er sich vor dem Altar flach auf den Boden. «Ich komme nicht mehr zum Schreiben, nicht mehr zum Schlafen, verträge keine Musik mehr.» Die schwermütige Stimmung wird mit Chopins tristem Prélude Nr.4 in e-Moll (Helene Ringgenberg) noch verstärkt.

Im April 1919 verlässt Hermann Hesse nicht nur Bern, sondern auch seine Frau und seine drei Kinder. Er lebt fortan bis zu seinem Tod 1962 im Tessin.

Urs Wüthrich

Hermann Hesses Leben in Bern zw. 1912 und 1919. Ein Mes-Arts-Theater-Spaziergang mit Musik, Mo und Di bis Ende September. Bei jedem Wetter. Treffpunkt: 19.30 Uhr auf dem Münsterplatz. Anmeldung erforderlich: 031 839 64 09. Fr. 25.–.

Hölle und Himmel

KULTUR-CASINO Mario Venzago und das Berner Symphonieorchester krönen die Saison mit einem Abschlusskonzert, das entschieden der Moderne verpflichtet war.

Klatschen verboten. Als die letzten Töne von Arthur Honeggers «Symphonie liturgique» verklungen sind, behält Mario Venzago die Hände in der Höhe – wie ein Priester beim Segnen. Was folgt, ist ein Mythos der Musikgeschichte: Bachs Choral «Vor deinen Thron tret' ich hiermit», mit dem sich der blinde Komponist auf dem Sterbebett beschäftigte. Erst hört man nur die Orgel, dann folgen Streicher und Bläser – bis zuletzt das ganze Orchester den «Sterbechoral» ins Kultur-Casino wuchtet. Es ist ein sakrales Theater, das der Chefdirigent hier veranstaltet, ganz am Ende dieses Konzerts, das die Saison der Symphoniekonzerte beschliesst. Man kann es plakativ finden. Doch die Wirkung verfehlt es nicht. Und stimmig ist es allemal: Honeggers

pechschwarze, ja brutale Symphonie (1946), genährt vom Schrecken des Zweiten Weltkriegs, mündet in ein himmlisches Adagio, dem man nur halbwegs traut, das mehr Wunsch als Realität ist. Erst in Bachs harmonisch geordneten Wohlklängen vollendet sich die Utopie.

Verwischte Grenzen

«Profan – Sakral» nennt Venzago das durchkomponierte Programm, das entschieden die (klassische) Moderne feiert: Es verknüpft die 3. Symphonie von Arthur Honegger (dem Mann auf der 20-Franken-Note) mit dem aufreibenden 1. Violinkonzert von Dmitri Schostakowitsch (1948) und Claude Debussys legendärem «Prélude à l'après-midi d'un faune» (1894). Und zum Reiz des Konzerts, das die BSO-Musiker in Hochform zeigt, gehört die Art und Weise, wie sich die vermeintliche Grenze zwischen «profan» und «sakral» schillernd auflöst. Debussys Stück, das die reichlich profanen Träume eines Fauns

heraufbeschwört, lässt sich auch als göttliches «Schöpfungswerk» hören. Beim «Jüngsten Gericht», das Honegger klangvoll ausmalt, hört man den Zweiten Weltkrieg mit. Und wenn die Geige bei Schostakowitsch im Leeren nach Tönen tastet, dann hat das etwas von einem Gebet. Vor allem, weil mit Veronika Eberle (23) eine Violinistin am Werk ist, die kratzende Forschheiten scheut und ihre Qualitäten als lyrische Erzählerin voll ausspielt. Vor allem auch, weil mit Venzago ein Dirigent am Werk ist, der beweist, dass man Schostakowitsch nicht mit Bodybuilder-Muskeln spielen muss. Kammermusikalisch, strukturell klar und doch voller Energie erscheint das Violinkonzert. Erst ganz am Ende fehlt es Venzago an Kraft. Dann, als er – inzwischen fast schon ein Running Gag – seinen Blumenstrauß in die Galerie zu spedieren versucht. Zunächst vergeblich. Es ist der erste Ansatz eines Scheiterns an diesem Abend.

Oliver Meier

«Ich muss mir verzeihen»

SCHLACHTHAUS «Von den Beinen zu kurz» ist ein starkes Stück über Kindesmissbrauch der Zürcher Jungautorin Katja Brunner. Opfer- und Tätersicht werden dabei vermischt.

Da wagt sich eine 20-Jährige an ein Thema, an dem sich schon so manch etablierter Autor die Zähne ausgebissen hat: sexueller Missbrauch bei Kindern. Und dann gelingt es ihr erst noch fast spielerisch, die Grenzen zwischen Täter und Opfer zu verwischen, ohne dabei moralisierend oder beschönigend zu wirken.

Das Stück «Von den Beinen zu kurz» der Zürcherin Katja Brunner, die den Text letztes Jahr im Rahmen des Förderprogramms Dramenprozessor geschrieben hat, ist eine starke Vorlage – und die Inszenierung von Antje Thoms, die derzeit im Schlachthaus-Theater gezeigt wird, vermag dieser Vorlage durchaus gerecht zu werden. Denn sie hält sich fern von jeglichem Schnickschnack, lässt den Text für sich

sprechen und gibt den Darstellerinnen (Julia Doege, Vivianne Mösl, Julia Schmidt, Marie-Isabel Walke) viel Raum.

So entwickelt sich ein brillantes und beklemmendes Drama. Die vier Schauspielerinnen treten dabei gleich gekleidet als ein und dasselbe Mädchen auf, das von seinem Vater missbraucht wird. Selbsterfleischung, Angst, Wut und Selbstgefälligkeit wechseln sich in rasend schnellem

Selbsterfleischung und Selbstgefälligkeit wechseln sich in rasend schnellem Tempo ab.

Tempo ab. Während die eine Seite des Mädchens ständig das gleiche Mantra wiederholt («Ich muss mir verzeihen, ich muss mir verzeihen»), erklärt eine andere Seite die Übergriffe als völlig nor-

mal. Diese Seite will gar kein Opfer sein, sondern sieht sich als die mündige Tochter, die den Vater selbst eingeladen hat, zu ihr ins Bett zu steigen. «Das ging ja von mir aus. Ich habe die Bettdecke zurückgeschlagen. Ich habe die Liebe erst möglich gemacht.»

Das Mädchen versucht gar, sich das Verhalten der Mutter zu erklären. Es ist ja möglich, dass sie die Tochter gar nicht als Opfer sieht, sondern als Konkurrentin, der sie fortan keine mütterliche Zuneigung und Liebe mehr entgegenbringen kann.

In solchen Szenen wird das Publikum mit Aussagen konfrontiert, die schwierig zu verdauen sind. Aussagen, die man lieber gar nicht hören würde. Und trotzdem schafft es die Inszenierung, diese Vorgänge als völlig alltäglich darzustellen. Und gerade damit werden sie für das Publikum mehr und mehr abstrus und krank.

Marina Bolzli

Vorstellung: heute, 20.30 Uhr, Schlachthaus-Theater

ANZEIGE

Hey Giele, iz aber...

...noch mehr Power! Schnellstes Internet, gratis telefonieren und schärfstes HDTV.



www.quickline.com/bern